

ZOË MILLER

*Das  
Geheimnis  
jener Tage*

ROMAN



Carrie Cassidy liegt die Welt zu Füßen: Sie ist Anfang dreißig, arbeitet für eine angesehene irische Modefirma und lebt in einem begehrten Stadtteil Dublins. Doch seit dem tragischen Tod ihrer Eltern fühlt sie sich wie betäubt. Ihre Welt steht still, weder auf ihren Beruf noch auf die Liebe kann sie sich richtig einlassen. Als Carrie durch Zufall auf eine rätselhafte Geschichte aus der Vergangenheit ihrer Mutter Sylvie stößt, beschließt sie, der Sache auf den Grund zu gehen. Was ist damals im Sommer 1980 wirklich passiert? Carrie beginnt, den Nachlass ihrer Eltern zu sichten, und kehrt zurück an die Orte, die sie seit deren Tod gemieden hat: in ihr Elternhaus in Dublin und nach Willow Hill, das Familienanwesen in Cork im Süden Irlands. Doch statt Antworten zu finden, tun sich immer mehr Ungereimtheiten auf. Schnell wird klar, dass Carrie an ein Geheimnis zu rühren scheint, das jemand um jeden Preis verborgen wissen will. Für sie ist es jetzt an der Zeit, sich ihren Dämonen zu stellen und Vertrauen zu fassen – und Hilfe ausgerechnet von dem Mann anzunehmen, den sie zurückgewiesen hat.

Zoë Miller, geboren in Dublin, arbeitete als freie Journalistin und veröffentlichte Kurzgeschichten, für die sie auch ausgezeichnet wurde. 2009 erschien ihr erster Roman. Sie lebt mit ihrem Ehemann und ihren Kindern in Dublin.

insel taschenbuch 4496  
Zoë Miller  
Das Geheimnis jener Tage





ZOË MILLER

*Das  
Geheimnis  
jener Tage*

ROMAN

Aus dem Englischen von Peter Knecht

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *A Question of Betrayal*  
bei Hachette Books Ireland, Dublin, a division of Hachette UK Ltd., London.  
All rights reserved.

Erste Auflage 2017  
insel taschenbuch 4496  
Insel Verlag Berlin 2017  
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2017  
Copyright © Zoë Miller 2015  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Umschlagfoto: Vince Bevan/Millennium/plainpicture  
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-458-36196-1

In Liebe den drei Sternen gewidmet, die mein Leben erhellen –  
Cruz, Tom und Lexi  
Mögt ihr immer so hell strahlen!



## Erstes Kapitel

September 1980

Sie hat nicht vor, jemandem das Leben zu retten, als sie an diesem Abend das Haus verlässt. Sie ist vierundzwanzig und hat alle Hände voll zu tun, sich selbst zu retten. Doch am Ende tut sie beides.

In der kleinen Bucht, die versteckt zwischen zwei Landzungen liegt, sucht sie Zuflucht. Jeden Abend, wenn das Licht weicher wird und eine Art Flaute eintritt, als hielte die Welt den Atem an, bevor der Tag in den milden Abend hinübergleitet, sitzt sie dort einsam in den Dünen. Sie verbirgt ihren Schmerz hinter einer Maske von Gleichmut und blickt auf das weite, von einem endlosen Himmel überspannte Meer, das sich vor ihr kräuselt, und auf das Dünengras, das in der Brise über den Sand tanzt.

Und sie hört Musik. Hinter den Dünen stehen verstreut ein paar Bungalows und Wohnwagen. In den Sommermonaten sind die meisten von Familien bewohnt, aber jetzt, wo die Kinder wieder zur Schule gehen müssen, sind sie verlassen. Bis auf einen. In dem großen Haus am Ende des Fahrwegs, etwas abseits von den anderen, ist noch jemand. Angeblich gehört es jemandem aus dem Ausland. Von dort hat sie an den letzten drei Abenden Klaviermusik gehört. Die Töne sind voller Leben, ein glitzernder, sprudelnder Strom, der durch die stille Luft tanzt wie Wasser über Steine. Die Musik tröstet ihr Herz und erfüllt sie mit etwas, von dem sie gedacht hat, sie würde es nie mehr empfinden – Hoffnung. Es fällt ihr plötzlich leicht,

sich vorzustellen, dass alles wieder gut wird, dass ihr noch alles offensteht.

Sie würde am liebsten für immer hier sitzen und zuhören. Es ist ein heimlicher Luxus, den sie sich leistet: Hier in den Dünen kann sie dem ganzen heillosen Elend ihres Lebens, das nur noch ein einziger Scherbenhaufen ist, für eine Weile entkommen.

Als sie die Schuhe sieht, ist sie überrascht, denn normalerweise hat sie die Bucht für sich allein. Sie stehen oberhalb der Hochwasserlinie aus Seetang und Treibholz: graue Sportschuhe mit weißen Schnürsenkeln. Als sie näher kommt, sieht sie in einem der Schuhe einen zusammengefalteten Zettel. Er steckt zwischen den Schnürsenkeln, sodass der Wind ihn nicht wegwehen kann. Ihr Magen krampft sich zusammen, und ein ungutes Gefühl beschleicht sie. Ihre eigenen Sorgen sind plötzlich vergessen.

Mit zitternden Fingern nimmt sie den Zettel und faltet ihn auseinander. Schwarz gekritzelt eine Unterschrift: *Luis*. Darüber drei kurze Sätze in krakeliger Schrift, in einer fremden Sprache, vermutlich Französisch. Sie versteht nur das, was in der letzten Zeile steht: *Pardonnez-moi*.

Verzeihung? Wofür? Sie blickt auf, sucht den Horizont ab. Zuerst verschwimmt alles vor ihren Augen, doch dann entdeckt sie eine einsame Gestalt, kaum auszumachen in dem grauen Gewoge des Meeres, eine Gestalt, die zielstrebig gegen die Strömung der Flut hinausschreitet, immer dem fernen Horizont zu.

Sie hält den Atem an, und dann rennt sie los, so schnell sie kann, über den Strand, ins seichte Wasser. Es spritzt, durchnässt ihre Jeans, macht sie kalt und schwer. Doch sie kämpft

sich vorwärts mit aller Kraft. Der Mann ist groß und blond und trägt ein graues T-Shirt. Das Wasser geht ihm schon bis zur Taille, jeden Moment kann er nach vorn kippen. Ihr reicht es gerade bis zur Hüfte, mit den nassen Kleidern kommt sie nur langsam voran.

»Hey!«, schreit sie gegen den Wind, »warten Sie! Warten Sie! Bleiben Sie stehen!« Sie ringt nach Luft und fuchtelt hilflos mit den Armen.

Er geht unbeirrt weiter, ist mittlerweile bis zur Brust im Wasser. Ihr ist eiskalt und eine schleichende Angst hat sie ergriffen, aber da kommt ihr eine Idee: »Hilfe!«, ruft sie. »Helfen Sie mir, bitte!«

Ihr Herzschlag setzt einen Moment aus, als er stehen bleibt, den Kopf leicht gekippt. »Hilfe!«, schreit sie noch einmal. »Sie müssen mir helfen!«

Er dreht sich um. Er ist nicht weit weg von ihr, aber sein Gesicht ist ausdruckslos. Als würde er sie gar nicht richtig sehen, als wäre er in eine andere Welt entrückt.

»Hier bin ich«, ruft sie. »Luis?«

Er bewegt sich nicht. Er befindet sich nahe an der Stelle, wo der Grund steil abfällt – ein Schritt über die Kante, und er wäre verloren. Oder der Rippstrom erfasst ihn und reißt ihn mit. Sie kämpft sich weiter durchs Wasser, das gegen ihre Brust schwappt; sie muss achtgeben, dass sie in der Strömung nicht den Halt verliert.

»Hier bin ich«, ruft sie.

»Gehen Sie weg!«, ruft er zurück.

»Ich kann nicht. Sie müssen mir helfen. Kommen Sie, bitte.«

»Nein. Verschwinden Sie.«

»Bitte, helfen Sie mir!«, schreit sie. Eine Welle zieht ihr den

Boden unter den Füßen weg. Sie stößt einen spitzen Schrei aus, als sie nach hinten gerissen wird und das Wasser über ihr zusammenschlägt. Sie schluckt Salzwasser, prustet, schnappt nach Luft und rudert mit den Armen, dann findet sie wieder festen Halt unter den Füßen. Als sie aufschaut, sieht sie, dass er umgekehrt ist und durch die Wellen zum Land hin strebt.

»Wo sind Sie?«, ruft er. »Sagen Sie etwas, ich muss Sie hören.«

Sie zappelt und schlägt hektisch im Wasser um sich. »Hier! Machen Sie schnell!«

Er wendet sich ihr zu, und erst jetzt erkennt sie, dass seine Augen, die auf sie gerichtet sind, sie nicht sehen. Der Mann ist blind. Sie ruft weiter und spritzt und prustet, während sie sich langsam rückwärts zum Land hin bewegt und ihn so ins Sichere lockt. Schließlich erreicht er sie, die Arme ausgestreckt. Sie greift nach ihm, legt einen Arm um seine Hüfte und hält ihn fest.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?« Er tätschelt ihren Kopf.

»Ja, danke. Ich danke Ihnen.« Sie klappert mit den Zähnen vor Kälte, sie bringt die Worte kaum hervor. Die Wellen brechen gegen ihre Körper, aber sie haben jetzt festen Halt, sodass die Strömung ihnen nichts anhaben kann.

»Was sollte das?«, fragt sie. Sie redet unnatürlich laut, um das Tosen des Meeres zu übertönen.

»Nach was sah es denn aus?«

Sie kann seinen Akzent nicht einordnen. Nicht deutsch, aber so ähnlich. Was macht der Mann hier im Süden von Cork? Wie ist er in diese Bucht gekommen? Ein reichlich weit abgelegener Ort, dieser verlassene Strand bei Kinsale.

»Das war ganz schön dumm von Ihnen, da rauszugehen«, sagt sie. »Die Strömung ist gefährlich.«

»Ich wollte, dass sie mich hinunterzieht.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

Der Gegensatz zwischen dem großgewachsenen, so lebendig wirkenden jungen Mann mit dem sensiblen, klugen Gesicht und dem lockigen blonden Haar, der da neben ihr steht, und der Eiseskälte des leblosen Bildes, das sie vor ihrem inneren Auge sieht, ist so massiv, dass es ihr das Herz zusammenkrampft. Was hat ihn dazu getrieben? Sie selbst kennt auch düstere Stunden, leere Tage, an denen sie sich dazu zwingen muss, zu lächeln, sodass niemand, nicht einmal ihr Ehemann, ihr ansieht, dass sie im Innern weint, sie kennt lange Nächte, in denen sie Fluten von Tränen mit Gewalt zurückdrängt, aber sie hat nie daran gedacht, alldem ein Ende zu setzen. Wie könnte sie? Sie hat gesehen, wie unerbittlich der Tod ist, und seine grausame Endgültigkeit erlebt.

»Was wissen Sie davon, was ich will?«, sagt er. »Sie kennen mich nicht, Sie wissen nicht das Geringste von mir.«

In seinem angespannten Gesicht ist etwas, das sie tief berührt. »Sie haben recht.« Sie seufzt leise. »Ich weiß es nicht. Danke, dass Sie mir geholfen haben.« Sie hakt einen Finger in eine Gürtelschleife seiner Jeans ein und hofft, sie kann ihn so davon abhalten, wieder hinauszugehen.

»Es war dumm von Ihnen, mir nachzulaufen«, sagt er.

»Ich habe versucht, Sie zu retten. Stattdessen haben Sie mich gerettet.«

Aus den Augenwinkeln sieht sie, wie er den Kopf schüttelt. »Sie haben mir keine Wahl gelassen. Wenn Sie nicht gewesen wären, hätte ich es jetzt hinter mir. Sie sind schuld, dass ich noch da bin.«

»Gut«, sagt sie, »das Leben jedes Menschen ist kostbar. Und

Sie denken offenbar genauso, sonst wären Sie nicht umgekehrt, um mir zu helfen.«

Eine Weile lang ist es still bis auf das Tosen der Brandung, das Rauschen der Wellen und die Schreie der Möwen.

»Wir können nicht ewig hier stehen.« Sie fasst ihn am Arm.  
»Kommen Sie, wir müssen raus aus dem kalten Wasser.«

»Nein«, sagt er, und sein Gesicht wird noch härter. »Ich wollte das nicht. Sie hätten mich in Ruhe lassen sollen.«

»Sie können von Glück reden, dass ich zufällig vorbeigekommen bin.« Sie lässt sich ihre Angst nicht anmerken und versucht es jetzt auf eine andere Art. »Kommen Sie mit – Sie werden mich ohnehin nicht los.«

»Wohin soll ich denn? Da ist nichts«, sagt er.

»Unsinn. Wie können Sie so reden?« Eigentlich möchte sie ihm sagen, er solle sich einfach nur umschauen. Die leicht verschleierte Atmosphäre des frühen Abends hat etwas so sanft Beruhigendes, die langsam kreisenden Möwen vor einem rosa-grauen Himmel, die Eleganz der Vögel, die so dicht über die Wellen fliegen, dass man ihre Schatten auf der ungeheuren Fläche zerknitterter grauer Seide dahinhuschen sieht. Aber sie erkennt, wie vergeblich ihre Worte wären. Er ist in einer düsteren Welt gefangen. Sie steht da, zitternd vor Kälte und Schrecken, an ihn geklammert in dem kalt strudelnden Wasser. Sie bemüht sich, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Luis? Sie heißen doch Luis, nicht?«

Er nickt.

»Vielleicht ist das alles ganz falsch, was ich sage ... Ich bin nicht besonders gut in solchen Situationen.« Es hat dramatische Momente in ihrem Leben gegeben, vor allem in letzter Zeit, aber so etwas noch nicht. »Ich kann mir nicht einmal

vorstellen, wie verzweifelt Sie sein müssen.« Sie bemüht sich, ganz sanft zu sprechen, obwohl ihre Zähne klappern.

»Versuchen Sie nicht, mir zu erklären, wie ich mich fühle.«

»Okay. Aber, schauen Sie, die Dinge ändern sich, Gefühle kommen und gehen. Jeder hat mal verzweifelte rabenschwarze Momente, aber auch die gehen vorbei.«

»Und wenn sie nicht vorbeigehen?«

»Alles verändert sich, nichts bleibt, wie es ist. Es gibt immer Hoffnung, es gibt immer etwas, für das es sich lohnt zu leben, und wenn es noch so unscheinbar ist.«

Sie hat das in ihrem eigenen Leben bestätigt gefunden. Selbst wenn alles aussichtslos scheint und noch so viele Hoffnungen und Wünsche enttäuscht werden, so ist doch immer eine Stimme in ihrem Kopf, die ihr ganz leise zuredet, nicht aufzugeben, ihr versichert, dass sich alles zum Guten wenden wird. Jeden Tag bemüht sie sich, etwas zu finden, das sie zum Lächeln bringt, eine kleine Freude, die ihr neue Kraft gibt und sie tröstet, und wenn es nur der Anblick der letzten Rose des Sommers ist. Jeden Abend sitzt sie in den Dünen, nimmt die Schönheit der Natur in sich auf, genießt die Musik, die durch die Luft perlt.

»Gibt es wirklich nichts, das Sie zurücklassen würden? Niemanden, der Sie vermissen würde, wenn Sie nicht mehr da wären?« Sie blickt umher, hinüber zu den Landzungen, sucht die kleine Bucht ab nach jemandem, der ihr zu Hilfe kommen könnte, aber da ist niemand, natürlich nicht: Eben diese Ruhe ist der wichtigste Grund, warum sie hierherkommt. Sie denkt an all die Dinge, die ihr Trost spenden im Dunkel der Nacht, aber es ist gut möglich, dass sie für Luis keinerlei Nutzen haben, schließlich weiß sie nicht, vor welchen Dämonen er auf der Flucht ist.

»Und selbst wenn es niemanden gäbe, wollen Sie denn wirklich nie wieder die Sonne auf Ihrem Gesicht spüren oder den Wind in Ihren Haaren?«, fragt sie. »Eine salzige Brise schmecken, eine saftige reife Erdbeere ... oder den Kuss einer Frau? Oder den Duft einer Blume riechen oder frisch gemähtes Gras?«

Da sagt er etwas, das sie überrascht: »Sie haben eine hübsche Stimme.«

»Finden Sie?« Es verwirrt sie, dass er sich in so einem Moment, in dem es für ihn um Leben und Tod geht, Gedanken über ihre Stimme macht.

»Ja, sie klingt sanft und irisch. Außer wenn Sie mich anschreien.«

»Ich habe Sie angeschrien, weil mir kalt ist und weil Sie mich böse machen. Es ist so schön hier, aber Sie wollen ihr Leben wegwerfen, ohne jede Rücksicht auf die Gefühle anderer Leute.«

»Langsamer. Sie sprechen zu schnell.«

Er möchte, dass sie weiterspricht. Er hat sich nicht losgerissen, er hat nicht versucht, wieder hinauszugehen ins tiefe Wasser, wo die Strömung stark ist. Sie hofft, er findet ein kleines bisschen Trost in der Berührung ihres Arms und im Klang ihrer Stimme, auch wenn sie lauter falsche Dinge sagt.

»Sagen Sie ... sagen Sie mir, wie es aussieht. Das Meer. Beschreiben Sie es, damit ich es mir vorstellen kann.«

Ihr ist bewusst, dass sie ihn nicht bevormunden darf, indem sie die spektakuläre Szene weniger prächtig darstellt, als sie wirklich ist, nur weil er sie nicht sehen kann. Und so schildert sie ihm die Farben, die ungeheure Weite, wie sich der Himmel mit seinen bunten Schlieren in dem zerknitterten Wasser spiegelt, die kreisenden Möwen, die Vögel, die im Tiefflug über

den Wellen dahinflitzen. Er hört schweigend zu; sie stellt sich vor, wie er sich im Geist ein Bild macht.

Als sie fertig ist, tritt Stille ein, dann sagt er leise: »Danke. So wie Sie es beschreiben, klingt es ... wunderschön.«

»Es ist wirklich so. Ich komme jeden Abend hierher, sitze in den Dünen und höre der Musik zu.«

Er horcht auf und wendet ihr sein Gesicht zu. »Was für Musik?«

»Klaviermusik.« Ihre Stimme zittert, so kalt ist ihr. Sie bringt die Worte kaum hervor, aber sie sieht, dass er gespannt zuhört. »Sie kommt aus einem der Häuser auf der Landzunge. Sie ist bezaubernd. Genauso schön wie das Meer und der Himmel. Sie versetzt mich immer in eine hoffnungsvolle Stimmung. Sie sollten diese Musik auch einmal hören, Luis. Es würde Ihnen guttun.«

Nach kurzem Schweigen sagt er: »Sie sind vollkommen ausgekühlt.«

»Das versuche ich Ihnen schon die ganze Zeit klarzumachen. Sie übrigens auch. Können wir jetzt endlich rausgehen? Bitte, Luis.«

»Wie heißen Sie?

»Wie ich heiße?«

»Ist das so eine abwegige Frage? Sie kennen meinen Namen, wieso sollte ich Ihren nicht erfahren?«

»Es ist ...« Sie zögert. *Ich weiß kaum etwas von Ihnen, und mir wäre es lieber, wenn Sie von mir gar nichts wüssten.* Sie holt tief Luft. »Wenn es unbedingt sein muss: Ich heiße Sylvie.«

»Ein hübscher Name. Sie haben gar keinen Grund, ihn zu verschweigen. Im Gegenteil. Erzählen Sie mehr von dieser Musik, Sylvie, und wie sie auf Sie wirkt.«

Tropfnass und unterkühlt, wie sie ist, bemüht sie sich um einen möglichst unbefangenen Ton, als sie ihm beschreibt, wie die Musik klingt und welche Freude sie in ihr auslöst. Zu ihrer Erleichterung geht er mit ihr, als sie sich in Richtung Strand in Bewegung setzt, aber sie lässt ihn nicht los, für den Fall, dass er seine Meinung ändert.

Sie würde ihm so gern die Wahrheit sagen und sich den Kummer von der Seele reden, aber sie versteckt sich hinter der Maske eines lächelnden Gesichts, obwohl er sie gar nicht sehen kann. Sie kann ihm nicht sagen, dass die Musik in ihr wundes Herz fließt wie lebenspendendes Wasser in eine Wüste, sie für eine Weile all die traurigen Momente vergessen lässt, die ihren Schlaf stören, und dass sie diese lähmende Angst vertreibt, die seit der düsteren Wendung, die ihr Leben genommen hat, von ihr Besitz ergriffen hat.

## Zweites Kapitel

Carrie Cassidy schaute mit fasziniertem Staunen auf das winzige schlafende Gesicht ihres Patenkindes Lucy: Unglaublich, wie friedvoll es war, einfach so dazusitzen mit einem Baby im Arm. Sie konnte ganz sie selbst sein, ohne sich vor irgendjemandem verantworten zu müssen, so als wäre sie zu Hause in ihren eigenen vier Wänden im Faith Crescent. Neugeborene Babys erwarten nicht von einem, dass man klug ist oder unterhaltsam oder dass man irgendwelche Erklärungen abgibt. Sie vertrauen einem vorbehaltlos, und man muss nichts weiter tun, als dasitzen, sie in den Armen halten und das warme Gewicht spüren und die unfassbar weiche Haut ihres Gesichts streicheln. Sie wissen nicht, wie zermürbt man sich mit dreißig fühlen kann.

Eine Stimme durchbrach die Stille. »Du siehst aus, als wolltest du schon mal üben.«

Carrie zuckte zusammen. Die winzig kleine Hand des Säuglings öffnete sich im Reflex, seidig zarte Fingerchen streckten sich zu einem fünfzackigen Stern. Carrie blickte auf und sah einen Schatten der Besorgnis über das Gesicht ihrer Tante Evelyn huschen.

Evelyn Sullivan fingerte an ihrer Perlenkette. Sie sah sehr schick aus in dem aquamarinblauen Taftkleid, das Carrie ihr besorgt hatte. Es war von Jade, der Firma, bei der Carrie angestellt war.

»Entschuldige«, sagte sie, »das war gedankenlos von mir ... Ich kann einfach meine große Klappe nicht halten.«

»Ist schon okay.« Carrie zuckte die Achseln und lächelte gezwungen.

Ihre Tante beugte sich vertraulich vor und berührte leicht ihren Arm. »Wie geht es dir denn? Ich meine: Bist du über die Sache mit Mark hinweg?«

Es wurde plötzlich ganz still um sie herum, als sein Name in Carries Kopf einschlug und eine Lawine schmerzhafter Bilder auslöste. Ihre Tante setzte sich auf einen Stuhl neben ihr und sah sie freundlich aufmerksam an. Carries Herz raste. Wie es ihr ging? Sie konnte die Inhaltslosigkeit des Lebens, das sie führte, nicht in Worte fassen, sie ging täglich zur Arbeit und dann nach Hause, aber immer befand sie sich in einer Art luftleerem Raum. Manchmal wurde ihr schwindlig, als ob der Boden unter ihr schwankte, sei es die Straße während der Mittagspause oder der Teppichboden in ihrem Büro. Das Einzige, was ihr im Moment solide und sinnvoll vorkam, war dieses kleine Bündel, das so vertrauensvoll in ihren Armen ruhte. Selbst wenn sie imstande gewesen wäre, zu beschreiben, wie sie sich fühlte, wäre dieser Aprilnachmittag nicht der richtige Zeitpunkt dafür gewesen. Die ganze zahlreiche Verwandtschaft der Sullivans war in einem Hotel im Süden von Dublin zusammengekommen, um Evelyns neue Enkelin Lucy in der Welt willkommen zu heißen und ihre Taufe zu feiern.

»Mir geht es gut«, log sie und drückte Lucy an sich wie ein warmes tröstendes Kissen. »Ich denke, ich bin gerade noch mal davongekommen. Heiraten und Kinderkriegen ist nichts für mich.«

Ihre Tante lächelte. »Mach dich nicht schlechter, als du bist, Carrie. Du wärst eine wunderbare Mutter.« Sie sprach hastig weiter, als fürchtete sie, ihre Worte hätten die Sache nur noch schlimmer gemacht. »Es muss eben der richtige Mann sein. Ehe und Kinder sind was Schönes, aber selbst bei Partnern,